Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 5

Artikel: Rainer Maria Rilkes Schweizer Jahre
Autor: Lang, Siegfried
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758998

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rainer Maria Rilkes Schweizer Jahre

Von Siegfried Lang

Rainer Maria Rilke wünschte in seinem Testament, dass nur solche Erinnerungsbilder an seine letzten Jahre veröffentlicht würden, wie sie „in Gefühl und Gedächtnis" seiner Freunde noch bestehen. Solche Bilder schienen ihm „wesentlich gültig". Aus seiner frühern Lebenszeit besitzen wir, dank den Ausgaben der Gesammelten Werke und der Brief-Bände durch den Inselverlag, einen Reichtum an solchen gültigen Zeugnissen. Für des Dichters in der Schweiz verlebte Spätzeit hat nun Professor J. R. von Salis alles Dienliche beigebracht, geordnet, mit Takt und Umsicht seiner Darstellung einverleibt, und so ist das Bild des schaffenden und leidenden, aber auch des dankbar geniessenden und sich mitteilenden Rilke entstanden, in dem seine Schweizer Freunde mit Genugtuung das Antlitz und so viele Wesenszüge des Verblichenen erkennen werden. Das Unternehmen dieses Buches[1] (es erschien zum zehnten Jahrestag von Rilkes Tod, am 29. Dezember 1936) rechtfertigt sich, als schön gelungene Zeichnung, zunächst durch sich selbst; es entspricht ferner einem vielfach geäusserten Wunsch nach Ergänzung des durch die frühere Dokumentierung und Dichtung gegebenen Rilke-Bildes, war geboten durch den Umstand, dass ein wahrer Schatz von persönlichen Erinnerungen, Aufzeichnungen, von Briefen zugänglich war, und schliesslich verdienten Rilkes Schweizer Jahre schon gekannt zu sein, weil in ihrem Zeitraum diejenigen seiner Dichtungen entstanden (Vollendung der Duineser Elegien, Sonette an Orpheus, Valéry-Uebertragungen, Gedichte in französischer Sprache), die nach ihres Verfassers, und manches seiner Leser Meinung, die Höhe seines Schaffens darstellen. Literaturkritischer Untersuchung werden die Erzeugnisse aus des Dichters Spätzeit noch einiges zu tun geben. Rilkes Schweizer Freunde aber sind der Ansicht dass „nichts, nicht einmal sein geschriebenes Wort, den unauslöschlichen Eindruck ersetzen konnte" den seine Persönlichkeit auf sie gemacht habe. Darum war das Studium der Quellen noch für die unscheinbar-

[1]) J. R. von Salis: Rainer Maria Rilkes Schweizer Jahre. Sammlung Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. 23, bei Huber & Co. Frauenfeld, 1936.

sten Einzelheiten, sollten die Aeusserungen dieser Persönlichkeit getreu überliefert werden, von der grössten Bedeutung. — J. R. von Salis benützte drei Arten von Quellen: 1. Erinnerungen an persönliche Gespräche mit Rilke in Muzot; 2. schriftliche und mündliche Aussagen und Zeugnisse von Freunden; 3. Gedichte, Prosaschriften und Briefe Rilkes. Unter diesen erwiesen sich als besonders aufschlussreich die an Frau Nanny Wunderly-Volkart. — Es sei nun im Folgenden dieser Schweizer Aufenthalt kurz umrissen. 1914 in Paris ansässig, befand sich Rilke beim Kriegsausbruch in Deutschland. Als österreichischer Staatsangehöriger konnte er nicht nach Frankreich zurückkehren. Er lebte still in München, noch während der November-Revolution von 1918. Im Juni des folgenden Jahres besuchte er die Schweiz, doch ohne die Absicht in diesem ihm fremden Land eine dauernde Wohnstätte zu suchen. Während der Kriegszeit hatte er nicht arbeiten können; sie bedeutete einen tiefen Bruch oder Riss in seinem Leben. Rilke war 1915 unter die Fahnen gerufen worden, und nur mit Mühe war es gelungen, ihn zu befreien. Im Mai 1919 folgte er einer Einladung in die Schweiz; der Lesezirkel Hottingen hatte für ihn die Einreisebewilligung erwirkt. Mit ungünstigem Vorurteil kam er in unser Land. Er sah zuerst Nyon, Genf, dann Bern; besuchte hier Dr. Wilhelm Mühlon auf Schloss Gümligen. In Bern erkannte er etwas anderes als „die übliche Verschwörung von Hotels, in die eine auffallende Landschaft ahnungslos verstrickt ist", nämlich ein ihm zusagendes „beharrliches Stadtgesicht". Später, in Genf, machte er Vorbehalte gegen die harten Konturen der Aarestadt, und dem Berner Oberland zog er das Wallis, mit seinem Licht und seiner dunstigeren Luft (bei Sierre) nun vor. Die erste ruhige Zeit war Rilke im Palazzo Salis zu Soglio vergönnt. Da war ein Haus, wie er es immer wieder suchte, voll von lebenhaltigen Dingen der Vergangenheit, eine Umgebung, wo der genius loci vernehmlich raunte. Wichtig war auch, dass Soglio in der Nähe des italienischen Himmels gelegen, unter dem ja die Duineser Elegien entstanden waren. Im September 1919 war Rilke aufs neue um eine Unterkunft besorgt. Den heilenden Einfluss der Veränderung verspürend, dachte er nicht an die Rückkehr nach Deutschland. Aber vierzehn Monate sollte er suchen und warten bis ihm, Ende Juli 1920,

auf Schloss Berg am Irchel eine Zuflucht gewährt wurde. Die Wartezeit hatte das Gute, ihn mit der Umgebung vertraut zu machen und die Anknüpfung persönlicher Beziehungen zu fördern. Rilke unternahm damals auch eine Vortragstournée durch Schweizerstädte (Luzern, Basel, Zürich, Winterthur); sie hatte allerdings mehr privaten Charakter. Mitte Juni sehen wir ihn in Venedig. Es folgen Besuche auf Gut Schönenberg bei Pratteln, in Zürich, Winterthur, Nyon und ein Aufenthalt in Genf. Er dachte bereits daran, in der Genfer Altstadt eine kleine Wohnung zu mieten, da wurde ihm das alte Landhaus Schloss Berg am Irchel, in der weitern Umgebung von Winterthur, als Wohnsitz überlassen. Bevor er diese Retraite bezog, besuchte er, nach sechsjähriger Abwesenheit, nochmals Paris. Auch hier berührte ihn das Beständige und Allgemeine der Umgebung mehr als die veränderlichen Beziehungen des Lebens und des menschlichen Verkehrs. Bei aller Abgeschlossenheit wollte auf Schloss Berg ein dichterisches Schaffen aus dem Vollen nicht gedeihen. Rilke blieb bis zum 10. Mai 1921. Seine Zürcher Freunde führten den nun wieder nach einer Wohnstatt Suchenden über Solothurn in die Westschweiz. In Etoy bei Morges bezog er Mitte Mai ein Zimmer im Haus der alten Augustiner Probstei. Es war die letzte Station vor der dauernden Niederlassung im Schlösschen Muzot. Besucht wurden Lausanne, Saint-Prex, Genf. Das Wallis hatte Rilke zum ersten Mal 1920, vor dem Aufenthalt in Berg, betreten; er sah damals Sion, Sierre, Raron. Die Gegend erschien ihm wie ein gemildertes Spanien und erinnerte zugleich an die Provence. 1921 entdeckte er das Schlösschen Muzot, das zu vermieten war, und berichtete darüber den Zürchern. Herr Werner Reinhart erwarb den Sitz, von dem er selbst früher ein Bild gesehen, dessen Ortslage er jedoch nicht zu ermitteln vermocht. Während des ersten in diesem Refugium verbrachten Winters entlud sich, nach der „schweren Einfahrt ins Bergwerk", die lang gestaute dichterische Kraft in einem wahren Sturm: in kürzester Zeit waren die Duineser Elegien und die Sonette an Orpheus vollendet. — Etappenweise hat sich Rilke die Schweiz, ihre Landschaft und ihre Menschen, diese „schwer zu penetrierenden", erobert. Behaglich im schweizerischen Lebensraum angebiedert, das betont von Salis, habe er sich indessen nicht. Gerade darum sind seine Auslassungen für uns

wertvoll. Er sieht etwa den einzelnen Berner „aus der gleichmässigsten Masse geknetet, so dass in jedem das Volk gegenwärtig ist". Unter der noch unveröffentlichten Menge seiner Briefe, die in Privatbesitz liegen, dürfte sich noch manches Zeugnis einer eigentümlichen Auffassung von schweizerischen Verhältnissen vorfinden. — Dem Menschen Rilke war Geselligkeit im kleinen Kreise, wo er sich nach seiner Art geben konnte, Bedürfnis, so sehr, dass er immer in Gefahr war, sich in Briefen und Situationen zu verschwenden. Seine gehaltvolle, gewissenhaft geführte Korrespondenz hat nicht ihresgleichen in unsern Tagen. Für den Dichter Rilke war die Voraussetzung eine strenge Klausur. In der Schweiz sollte sie ihm, in der nötigen Form, erst in Muzot zuteil werden. In der zweiten Hälfte seines Schweizer Aufenthaltes vermehrte sich die Zahl seiner ausländischen Besucher. Nach Muzot pilgerten, unter andern: sein Verleger A. Kippenberg, der Fürst und die Fürstin Thurn und Taxis, Alma Moody, Edmond Jaloux, Paul Valéry. — Das Buch erweitert um einiges unsere Kenntnis von Rilkes Psychologie. Nach von Salis war dieser „nicht nur eine komplizierte, gequälte, scheue Natur", ihm fehlte keineswegs der Sinn für einfache Genüsse, komische Freuden und skurrile Geschichten. Dass menschliche Einflüsse am nachhaltigsten auf dem Umweg über überlieferte nachschwingende Dinge auf ihn eindrängen, gestand der Dichter offen ein. Sein Aufspüren des Altertümlichen verschaffte ihm Zugang zu sich selbst, war ein Weg zu „literarischer Ergiebigkeit". Er mag gelegentlich das Lebendige bei dem Toten, und dann umsonst gesucht haben, und dann in anderm Sinne als er wollte, „Orpheus unter Toten" gewesen sein. In diesen Zusammenhang gehört auch die Hinwendung zu spiritistischen Phänomenen, von der die Fürstin Thurn und Taxis erzählt; von Salis ergänzt den Bericht durch den von der Teilnahme an spiritistischen Sitzungen im Hause C. in Basel. Rilke scheint in einem Zustand zwischen Tag und Traum das Diktat jener italienischen Gedichte empfangen zu haben, die er nicht als eigene Leistung erkennen konnte (S. 54), auch will er das Phantom des mutmasslichen Verfassers in Schloss Berg erblickt haben, wie er denn auch vom Umgehen historisch beglaubigter Abgeschiedener in Muzot überzeugt war. Von Salis zeigt sich im Hinblick auf die Stärke von Rilkes Ueberzeugung etwas skeptisch. Solchem ge-

genüber haben wir dessen tatkräftige, diszipliniert männliche Seite. Er führte ein regelmässiges, normales Leben: mässig in Essen und Trinken brauchte er niemals zur Arbeit stimulierende Mittel und rauchte nicht. Er glaubte an die innern Heilkräfte der Natur und lehnte es ab Aerzte zu berufen und Medikamente zu nehmen. Nur mit Beschämung fügte sich der Schwerkranke zu Valmont in das Unvermeidliche. Der in frühern Zeiten den Tod, auch in den Formen der Verwesung, so oft ins Auge gefasst, dem die Vorstellung von der Wichtigkeit des eigenen ihm gemässen Todes, den der Einzelne zu sterben habe, zu schaffen machte, Rilke, äusserte sich, je mehr seine Krankheit vorschritt, umso weniger über das Letzte. Sein Arzt, Dr. Haemmerli, sagt, bis ans Ende scheine er an Genesung gedacht zu haben. Auch der Name Gottes hatte, wie der des Todes, für ihn etwas „unbeschreiblich Verschweigbares". Wir erfahren von Rilkes Ablehnung religiöser Konfessionen und Dogmen, der Bestimmung, dass kein Priester an sein Totenbett zugelassen werde, von ausdrücklicher Zurückweisung der christlichen Lehre des Mittlertums. Das wird diejenigen treffen, die das „Gottsuchertum" des frühern Rilke hervorheben oder seine sentimentalisch ästhetisierende Einfühlung in slawisches Seelentum oder gotische Bildnerei für einen Beweis seiner „Christlichkeit" nehmen; stärker als solches behaupteten sich in ihm humanistische Ueberlieferungen. „Gesang ist Dasein", in diesen Grenzen hat sich Rilke erfüllt. Und wenn man ihn als Erben der Prager Mystik bezeichnet, daraus seinen Sinn für Abgelebtes, Jenseitiges herleitend, so wird im übrigen seine Vielspältigkeit doch als etwas durchaus Modernes zu betrachten sein.